

Das
VERSPRECHEN
eines
SOMMERS



it

Roman

Lucy Foley

insel taschenbuch 4578
Lucy Foley
Das Versprechen eines Sommers



Lucy Foley

Das
VERSPRECHEN
eines
SOMMERS

Roman

Aus dem Englischen
von Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *The Invitation* bei
HarperCollinsPublishers, London. All rights reserved.

Erste Auflage 2017
insel taschenbuch 4578
Deutsche Erstausgabe

Copyright © Lost and Found Books Ltd 2016
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlagfoto: Colin Anderson, mauritius images, Mittenwald

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36278-4

Für meine geliebten Eltern, Sue und Patrick Foley –
die Stifterin von Freundschaften
und den Geschichtsforscher

Prolog

Essaouira, Marokko, 1955

Essaouira wirkt wie das Ende der Welt. Von Marrakesch braucht man mehrere Stunden mit dem Bus oder dem Auto, auf einer Strecke, die einen heftig durchrüttelt und mehr einer Piste als einer Straße gleicht. Dort angekommen, steht man dann dem gewaltigen, windgepeitschten Atlantik gegenüber. Furchteinflößend und grau wie eine alte Gouvernante.

Die Stadt wird vom Meer beherrscht: ein langgestrecktes, in salzige Gischt gehülltes, windumtostes Band aus Weiß und Blau. Von der Dachterrasse meines Hauses sieht man die weiten Boulevards, die die Souks umschließen. Dazu die schmaleren, gewundenen Wege, die sie durchziehen wie ein Netz aus pulsierenden Adern, mit ihren verwegenen aufgetürmten Warenbergen am Rand. Doch der hiesige Markt ist längst nicht so turbulent wie der in Marrakesch, wo die Händler ununterbrochen brüllen und feilschen. Das mag auch daran liegen, dass das Tempo hier insgesamt langsamer ist als dort – oder, genauer gesagt, als an jedem anderen Ort, den ich kenne.

Außer mir gibt es hier noch einige andere westliche Ausländer. Die meisten sind in gewisser Hinsicht Exilierte; die Gründe dafür sind allerdings sehr unterschiedlich und lassen sich kaum generalisieren: der Druck durch McCarthy, Bankrott, zerbrochene Ehen. Der lange Schatten der Bombe.

Von der anderen Seite meiner Terrasse geht der Blick direkt auf den Atlantik. Ich bin gern dort oben und beobachte, wie die blau gestrichenen Fischerboote in den ersten Morgenstunden hinausfahren, um dann, beladen mit dem Tagesfang, in der Dämmerung wieder heimzukehren. Das verleiht

dem Tag einen Rhythmus. Ich kenne die Launen des Ozeans inzwischen fast so gut wie jene Fischer, und von denen gibt es eine Menge. Ich beobachte auch gern, wie Wetterfronten aus der Ferne heranziehen, das Nahen eines gelegentlichen Gewitters.

Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich in Panik gerate, weil ich mich nicht mehr an ihr Gesicht erinnere. Ich habe das Gefühl, sie entgleitet mir. Dann beschwöre ich Details herauf, die mir noch lebhaft in Erinnerung sind. Den Duft ihrer von der Sonne gewärmten Haut, ein Geruch wie reifer Weizen. Oder den Ausdruck ihrer Augen, als sie mir von all dem erzählte, was sie verloren hat.

An den seltenen windstillen Tagen male ich mir häufig aus, wie sie aus der Tiefe auftaucht, wie eine Venus, die auf den Schaumkronen zu mir getragen wird. Vielleicht nicht unbedingt getragen, das war nicht ihre Art. Vielmehr kommt sie herausgeschritten und schüttelt sich das Meerwasser aus ihrem feucht glänzenden Haar. Zum Glück ist das hier das falsche Meer. Hätte ich die letzten Jahre damit verbracht, auf das Meer hinauszustarren, das unseres war, wäre ich verrückt geworden.

Manchmal überlege ich, ob ich nicht vielleicht tatsächlich ein bisschen verrückt geworden bin. Das Majoun, für das ich inzwischen eine Schwäche habe, ist sicherlich nicht gerade förderlich. Hin und wieder habe ich Halluzinationen, wenn ich es nehme, und bin dann fest überzeugt, dass das, was ich gerade sehe, real ist. Manchmal kommen solche Halluzinationen noch Tage oder sogar eine Woche später. Immerhin beeinträchtigt es nicht das Schreiben. Vielleicht hilft es sogar.

Jener Frühling damals war der Anfang von allem. Die Sonne, das Meer, der Zauber, der über allem lag, der Vorbote eines großen Sommers. Davor hatte ich mich halb schlafend

durchs Leben treiben lassen. Davor hatte ich nicht gewusst, wozu ein menschliches Herz fähig ist.

Ich kann mich an all das mit erstaunlicher Klarheit erinnern.

Und obwohl ich weiß, dass ich dies hier jetzt tun muss, weil es sonst nie geschieht, kann ich nicht leugnen, dass ich mich davor fürchte, in jene Zeit zurückzukehren. Denn das, was damals geschehen ist, war ganz allein meine Schuld.

ERSTER TEIL

Rom, November 1951

Jetzt ist die Zeit, in der die Stadt am schönsten ist. Die Menschenmassen des Sommers und des Herbstes sind fort, die Luft hat eine neue Frische, und das Licht ist von jenem blasen Gold, das es nur in dieser Jahreszeit gibt.

Wenn die Stadt so ist, macht es Hal nichts aus, arm zu sein. An solch einem Ort zu leben, ist allein schon eine Art von Reichtum. Er ist selbstgenügsam. Er hat eine Arbeit und nachts einen Platz zum Schlafen. Zwar nur ein kleines möbliertes Zimmer im ärmeren Teil von Trastevere, aber es reicht, um Heim genannt zu werden. Das Leben hier ist so anders als in England, dass er sich genauso gut auf einem anderen Planeten befinden könnte. Aber ihm ist es nur recht so.

Hal ist jetzt seit fünf Jahren hier. Sein Vater glaubt, er mache nichts aus sich. Wenn sein Sohn schon etwas so Unbedeutendes wie Journalist sein müsse, hätte er wenigstens weiter für eine seriöse englische Zeitung arbeiten sollen. Und was ist er? Ein Freiberufler, der launige Stückchen für ein Lokalblättchen schreibt. Seine Mutter hat mehr Verständnis. Immerhin ist Rom die Stadt, in der sie geboren wurde. Von ihr hat er auch Italienisch gelernt. Die Hälfte der Geschichten, die sie ihm in seiner Kindheit vorgelesen hat, war in ihrer Muttersprache. Jetzt benutzt er das Italienische so regelmäßig, dass es ihm allmählich wie seine erste Sprache vorkommt; das Englische hat er hinter sich gelassen, zusammen mit seinem alten Leben.

Als er im Café ankommt, wartet Fede schon auf ihn und trinkt offensichtlich bereits seinen zweiten Espresso. Er grinst.

»Hal! Mir gefällt dieses Lokal. Jetzt weiß ich, warum du so gern hierherkommst. So viele schöne Frauen.«

Mit einem Nicken weist er hinüber zu einer Gruppe in der Ecke. Keines der Mädchen kann viel älter als achtzehn sein, aber sie haben sich aufgetakelt wie die Filmstars, die sie zweifellos bewundern: Rouge auf den Wangen, enge Gürtel um die Taillen. Eine zieht etwas unsicher an einer Zigarette und bläst in einer Geste, die sie wohl von einem Foto abgeschaut hat, eine dünne Rauchwolke über die Schulter, während ihre Freundin die Konturen ihrer Lippen sorgfältig mit rotem Lippenstift nachzieht. Diese Mädchen sind die Erbinnen einer neuen Zeit, des Aufschwungs, sie modellieren sich nach den Filmstars und Mannequins, die die Seiten der neuen Hochglanzillustrierten füllen. Sie scheinen einer völlig anderen Gattung anzugehören als die schwarz gekleideten Matronen, die in Trastevere ihre Wäsche aufhängen oder in die Kirche laufen und vermutlich genauso aussehen wie ihre Ahninnen aus vergangenen Jahrhunderten. Das ist Rom, das ist Italien durch und durch: das Moderne und das Zeitlose existieren auf spektakuläre Art seltsam befremdlich nebeneinander.

»Das sind keine Frauen«, sagt er zu Fede, während er beobachtet, wie das Trio plötzlich in Lachen ausbricht. »Das sind Mädchen. Schuleschwänzende Mädchen.«

»Genauso mag ich sie. Zart wie das köstlichste *vitello*.« Fede drückt die Luft zwischen Daumen und Zeigefinger zusammen. »Sieh mal, sie macht dir schöne Augen.«

Hal blickt vorsichtig hinüber. Fede hat recht – eine von ihnen schaut ihn an. Unumwunden, sogar ihr Blick ist modern in seiner Kühnheit. Sie ist schön, so wie neue, unbeschädigte Dinge schön sind. Hal kann es sehen, immerhin, aber er kann es nicht *fühlen*. So geht es ihm inzwischen mit aller Schönheit.

Er wendet seinen Blick ab. »Idiot«, sagt er frotzelnd zu Fede. »Warum gebe ich mich überhaupt mit dir ab.«

Fede zieht eine Augenbraue hoch. »Weil wir uns gegenseitig unterstützen. Deshalb.«

Hal kippt seinen Espresso hinunter. »Und? Hast du was für mich?«

Fede wirft die Hände in die Luft. »Im Moment nichts, mein Freund. Um diese Jahreszeit tut sich nicht viel.«

Hals größte, interessanteste Interviews kamen bisher alle über Fede, der im neuen Kulturinstitut der Stadt arbeitet. Hal kann seine Enttäuschung kaum verbergen. An der Prominenten-Front ist momentan wenig zu holen. Sein Redakteur vom *Tiber* hat ihm klar zu verstehen gegeben, dass ein weiteres Stückchen aus der Reihe »Ausländer in der Stadt« nicht reichen wird – und er kann es sich nicht leisten, seinen Job zu verlieren.

»Aber ...«, sagt Fede nachdenklich, »es gibt eine Party.«

»Eine Party?«

»Eine Contessa gibt eine für ihre reichen Freunde. Um Gelder für einen Film einzuwerben, soweit ich weiß. Ich habe eine Einladung, kann aber nicht hingehen. Sie ist nächsten Monat – und da muss ich in Apulien sein, wegen Weihnachten, du verstehst.« Er wirft Hal einen Blick von der Seite zu. »Falls du nicht ebenfalls zu deiner Familie musst?«

An einem Abend, an dem er zu viel getrunken hatte, hatte Hal den Fehler gemacht, von Suze und von der Verlobung zu erzählen. Seitdem interessiert Fede sich beinahe aufdringlich für Hals früheres Leben in England.

»Nein«, erwidert Hal. »Ich bleibe hier.« Er weiß, dass vor allem seine Mutter enttäuscht sein wird. Aber er fürchtet sich vor ihrer Sorge um ihn und erst recht vor den spitzen Fragen seines Vaters, wann er denn endlich gedenke, etwas aus seinem Leben zu machen.

»Also gut. Dann, finde ich, solltest du für mich hingehen.«
Das könnte interessant sein, denkt Hal. »Und wie komme ich rein?«

»Na ja«, sagt Fede geduldig, »du musst einfach so tun, als wärst du ich. Ich finde, wir sehen gar nicht so verschieden aus.«

Hal unterlässt es lieber, auf das Offensichtliche hinzuweisen. Fede ist fünfzehn Zentimeter kleiner als er, hat eine krumme Nase und braune statt blaue Augen. Die einzige Ähnlichkeit besteht in ihrem dunklen Haar.

»Denk doch nur an all die reichen Frauen auf der Suche nach einem kleinen Abenteuer.« Fede zwinkert. »Glaub mir, *amico*, das ist das beste Weihnachtsgeschenk, das ich dir machen kann.«

Er fischt eine Karte aus seiner Tasche. Hal nimmt sie, dreht und wendet sie in der Hand, studiert die geprägten Goldbuchstaben. Warum eigentlich nicht? Was hat er schon zu verlieren?

Dezember

Er geht die ganze Strecke von seiner Wohnung zu Fuß. Er läuft gern durch die Stadt: Überall gibt es immer etwas Neues zu entdecken. Alles scheint sich zu bewegen, zu wachsen, jede Ecke eröffnet den Blick auf andere Lebensweisen, andere Zeiten. Es gibt so viele Überlagerungen von Geschichte, Momente, in denen die Grenze zwischen Gegenwart und Vergangenheit papierdünn zu sein scheint. Er könnte sie wegziehen, und eine ganz und gar andere Ära käme zum Vorschein: das antike Rom, das Mittelalter, die Renaissance. Dieser mahnende Hinweis darauf, dass die Gegenwart und sein eigener Platz in ihr genauso vergänglich sind, hat etwas

sehr Eindrückliches. Angesichts von so vielen Jahrhunderten wird die eigene Vergangenheit ziemlich unbedeutend.

Dabei gibt es eine noch nicht sehr lang zurückliegende Zeit, die aus den Gesprächen und den eigenen Gedanken herausgehalten werden muss. Der Krieg hat Demütigungen und Tragödien gebracht, Mühsal und Armut. Jetzt verlangt es die Menschen nach Wohlstand, sie wollen neue Kleider, Essen auf den Tisch, *Dinge*. In England ist es dasselbe. Es gab den Jubel über den Sieg, den strahlenden Empfang der zurückkehrenden Helden. Und dann das große Vergessen.

Die angegebene Adresse liegt hinter dem Forum Romanum, und Hal geht direkt daran entlang. Um diese Tageszeit sind die Steine bloße Silhouetten, vom weichenden Licht der Stadt sanft beleuchtet. So wirken sie sogar noch älter: als hätten die allerersten Menschen sie errichtet.

Das Gebäude entpuppt sich als ein mittelalterlicher Turm aus rotem Backstein, der die umstehenden Häuser um mehrere Stockwerke überragt. Er hat ihn schon früher gesehen und gerätselt, was sich dahinter wohl verbirgt. Er hatte eine Botschaft vermutet, ein staatliches Ministerium, sogar den Tempel einer seltsamen Sekte. Niemals hätte er gedacht, dass es sich um ein privates Wohnhaus handeln könnte.

Fackeln brennen in Halterungen am Eingang, und Hal sieht, wie schimmernde Fahrzeuge eines nach dem anderen wie Prozessionsraupen vorfahren, denen Gäste in Abendrobe entströmen. Darauf ist er nicht vorbereitet. Sein Anzug ist zwar von guter Qualität, aber alt und abgetragen, an den Ellbogen des Jacketts leicht durchgescheuert und an den Hosentaschen ausgefranst. Außerdem hat Hal abgenommen, seit er ihn zuletzt getragen hat, wegen der schmalen Kost aus Kaffee und dem gelegentlichen belegten Brot. Er kann es sich nicht leisten, ordentlich zu essen. Als er den Anzug früher trug, war er um Brust und Schultern viel breiter. Jetzt

kommt er sich fast vor wie ein Junge in den Kleidern seines Vaters.

Den ganzen Tag hat es nach Regen ausgesehen, aber das ist schon seit mehreren grau verhangenen Tagen so, ohne dass ein Tropfen fiel, deshalb hat er weder Schirm noch Regenmantel für nötig gehalten. Doch wie ein schlechter Witz öffnet der Himmel ausgerechnet jetzt, etwa zwanzig Meter vor dem Eingang, seine Schleusen. Ohne Vorankündigung, nur das plötzlich hereinbrechende Chaos eines Platzregens, der in einer Art Wolke auf ihn zurast. Sofort sind seine Haare, sein Hemd und sein Anzug klitschnass. Wenn er vorher schon leicht heruntergekommen gewirkt hat, muss er jetzt wie ein Wesen aussehen, das aus dem Tiber gekrochen ist. Er flucht. Eine Frau, die aus einem der eleganten Wagen gestiegen ist, wirft einen alarmierten Blick in seine Richtung und eilt ins Innere des Gebäudes.

Im Eingang spürt er, wie der Blick des Empfangsportiers ihn scharf taxiert und für ungenügend befindet.

»*Cognome, per favore?*«

»Fiori.«

Der Mann blickt auf seine Liste, runzelt die Stirn. »*E nome?*«

»Federico.«

Noch bevor der Mann ihn wieder ansieht, weiß Hal, dass es nicht funktioniert hat.

»Das sind Sie nicht«, erklärt der Portier mit sichtlichem Vergnügen. »Ich kenne den Mann. Er arbeitet für das Ministerium. Es ist mein Job, mir Gesichter zu merken. Sie sind nicht Fiori.«

Hal zögert und überlegt, ob es sich lohnt, eine Diskussion mit dem Mann anzufangen, wenn der so sicher ist, dass er Federico vom Sehen kennt ... Aber einen Versuch ist es wert.

»*Ma, ho un invito ...*« Er angelt die Karte aus seiner Tasche.

Der Mann schüttelt schon den Kopf, bevor er die Einladung gesehen hat. Hal tritt einen Schritt zurück. Erst jetzt, wo er abgewiesen werden soll, merkt er, wie sehr er sich auf den Abend gefreut hat. Nicht nur wegen der Aussicht auf neue Kontakte, sondern auch, weil er sich Einblick in eine andere Seite der Stadt erhofft hat – in das Leben, das er manchmal hinter Wagenfenstern und den Scheiben besserer Restaurants erspäht. Der Gedanke an seine kalte, dunkle Wohnung deprimiert ihn. Der lange Weg zurück durch nasse Straßen. Er hätte wissen müssen, dass Fedes Plan nicht klappen würde.

Er redet sich ein, dass er eigentlich gar nicht hingehen wollte. Er hat den Einblick in diese bessere Gesellschaft nicht nötig: Es ist nicht das Leben, dessentwegen er nach Rom gekommen ist. Und doch ist da seit jeher etwas in ihm, etwas, worauf er nicht unbedingt stolz ist, das ihn aber immer schon an solchen Festen angezogen hat. Er erinnert sich an die Gartenfeste, die seine Mutter in Sussex veranstaltet hat: Auf dem Rasen wimmelte es von Gästen, Lichter spiegelten sich im dunklen Wasser des Hafens dahinter. Ein Teil davon zu sein, ein Glas mit verdünntem Punsch in der Hand, hatte ihm das Gefühl gegeben, eine andere, erwachsene Welt betreten zu haben. Komisch, dass man seine Kindheit damit verbringt, sich halb aus ihr herauszusehen.

»Was gibt es für ein Problem?«

Neben den Mann im Eingang ist eine Frau getreten. Sie trägt eine smaragdgrüne Robe, vom Stil her fast mittelalterlich, dazu eine silbrige Stola um die Schultern. Sie ist entschieden älter, vielleicht Mitte siebzig, ihr Gesicht unglaublich faltig. Doch sie hat das Auftreten einer Königin. Ihr Haar ist sehr dunkel, und sollte sie dabei nachgeholfen haben, so ist es nicht zu erkennen.

Der Portier wendet sich an sie, triumphierend, aber unter-